

DIE NEUE BREHM - BÜCHEREI

# RENTIERE

von

Prof. Dr. Wolf Herre

mit 22 Abbildungen



A. ZIEMSEN VERLAG · WITTENBERG LUTHERSTADT · 1956

## Inhalt

I. Einleitung . . . . .	3
II. Die Gestalt . . . . .	7
III. Der Formenkreis . . . . .	14
IV. Die Lebensweise . . . . .	24
V. Das Ren als Jagdbeute und als Haustier . . . . .	35
VI. Ausblick . . . . .	46
Schrifttum . . . . .	48

## HEFT 180

---

Veröffentlicht unter der Lizenz-Nr. 251—510/26/56 des Amtes für Literatur  
und Verlagswesen der Deutschen Demokratischen Republik  
Satz, Druck und Bindung: Buchdruckerei Willy Kolbe, Leipzig III/18/70

## I. Einleitung

Der nördlichen Polareiskappe ist in Eurasien und Nordamerika eine eigenartige, unwirtliche Zone vorgelagert: die Tundra. Kälte kennzeichnet ihr Klima; bis zu  $-50^{\circ}$  C sinken die Wintertemperaturen, und die durchschnittliche Sommertemperatur steigt nicht über  $+10^{\circ}$  C. Mehr als 280 Tage des Jahres liegt eine dicke Schneedecke über der Tundra. Stürme mit oft außerordentlicher Stärke brausen schneidend über die weiten Flächen. Die Vegetationsarmut dieses flachhügeligen, hier und da von Schluchten durchschnittenen Gebietes verwundert daher nicht. Auch im Sommer taut die Sonne nur eine schmale Schicht des gefrorenen Bodens. In ihr stauen sich die Schmelzwässer zu riesigen Morästen und großen Seen. In diesem Boden finden Pflanzenwurzeln wenig Eingang. Daher überwiegen Zwergsträucher und immergrüne Pflanzenarten, welche Überwinterungsknospen ausbilden und sofort mit einstrahlender Sonne ein rasches Wachstum beginnen können. Die Vegetationszeit ist kurz, aber höchst intensiv. Auf lange Nacht folgt rasch 24-stündige Helligkeit. So wird trotz allem eine erstaunliche Fülle pflanzlicher Substanz hervorgezaubert. Ein üppiger Blütenflor und Pflanzenwuchs — 762 arktische Blütenpflanzen, 332 Moosarten und 250 Flechten — beherrschen das Bild der Tundra in diesen wenigen Wochen. Aber schon bald hüllt plötzlich einsetzender Schneefall die ungeheuer üppig gewordene Vegetation ein, und Frost bringt sie zum Erstarren. Die Pflanzenmassen werden konserviert. Sie können zur Ernährung tierischer Wesen dienen, wenn diese die Fähigkeit haben, die Pflanzen unter der Schneedecke zu finden und die gefrorene Kost zu verwerten. Das vermögen nicht alle Tiere, ebenso wie nur wenige Arten die Fähigkeit haben, der klimatischen Unwirtlichkeit der Tundra entgegenzutreten.

Gering ist daher die Zahl der Tierarten in diesen Gebieten, vor allem große Säugetiere sind selten. Aber höchst eigenartige

Hirsche sind Tundrabewohner: die Rentiere oder Rene, die Gattung *Rangifer* F r i s c h 1775.

Rentiere sind kälteliebend, solange sich ihre Geschichte seit dem Beginn des Pleistocäns zurückverfolgen läßt. Ihre weitere Herkunft ist noch in Dunkel gehüllt, Je nach dem Wechsel der Lage des Südrandes der nördlichen Eiskappe im Laufe der Eiszeiten verschob sich auch das Wohngebiet dieser Hirsche. Während des Diluviums gab es Zeiten, in denen Rentiere die Gestade des Mittelmeeres erreichten. In Nordkatalonien, an der Riviera, in der Gegend von Laibach und Triest waren sie ebenso heimisch wie in Westfrankreich oder Irland. Im Osten bildete die Donau und der Nordrand des Schwarzen Meeres die südlichste Verbreitungsgrenze in Europa. Mit dem Rückzug des Eises nach der letzten Vereisung zog auch das Rentier nach Norden. Dabei wurde den Rückzählern in Mitteleuropa der Übertritt nach Skandinavien, welches ebenfalls vom Eise entblößt wurde, verwehrt, da das Yoldiameer ihren Weg sperrte. Sie starben im ungünstig werdenden Klima aus oder wur-



Abb. 1. Verbreitung der Rentiere zur Eiszeit. (n. Jacobi und Herre)

den eine Beute der Menschen. Die jetzt in Nordeuropa lebenden Rene wanderten vom Osten her ein; die heute in Norwegen lebenden Wildrentiere gehören zu den südlichsten Vorposten ihrer Art in Europa.

Noch immer verengt sich das Wohngebiet der Rentiere nordwärts. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war das Ren im Baschkirenland, in den westlichen Ausläufern des Ural, in Gebieten nordwestlich Moskaus noch häufig. Im südlichen Ural dehnte sich das Areal bis zum 46° aus. Östlich des Ural verlief die Südgrenze nördlich der Westsibirischen Steppen, entlang des Ob bis zur Altairegion. Vom Altai aus ging die Grenzlinie entlang des Sajanischen Gebirges nach Transbaikalien, dann entlang des Shilka nach Norden, schließlich nördlich der Amurgrasländer zum Pazifik südlich der Hadjibucht. Jetzt ist die Südgrenze bedeutend weiter nach Norden verschoben. Abgesehen von kleinen Gebieten im Sajanischen Gebirge kommen Rentiere südlich der transsibirischen Eisenbahn nicht mehr vor.

Die nordamerikanischen Rentiere, allgemein Caribou genannt, erlitten in den letzten Jahrzehnten ein ähnliches Schicksal. Noch 1900 belief sich ihre Zahl in Kanada auf 1 750 000, heute sind es nur noch 670 000. In Alaska haben sich vor allem die Bestände südlich des Polarkreises gemindert; 21 400 Caribous südlich des Polarkreises stehen 139 000 im nördlichen Alaska gegenüber. Bei diesem Rückgang spielen durch den Menschen ausgelöste Wandlungen des Landschaftsbildes eine bedeutende Rolle.

Aber nicht nur diese Veränderungen in der Lage des Lebensberei-

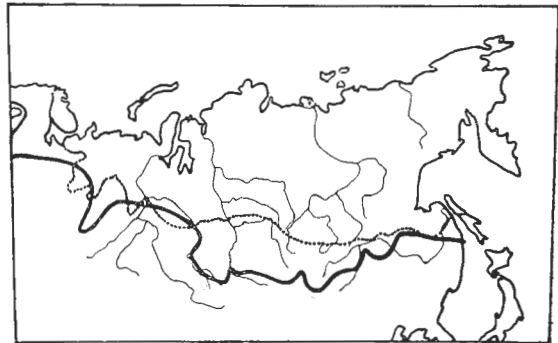


Abb. 2. Einengung des Verbreitungsgebietes der Rentiere. Südgrenze der Rentiere in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Heutige Südgrenze der Rentierzüchter . . . (n. Mirov)

ches der Rentiere beanspruchen Interesse. Rentiere führen auch alljährlich sowohl in Eurasien als auch in Nordamerika weite Wanderungen aus. Dieser regelmäßige und gewaltige Wandertrieb hat unter den Säugetieren nicht seinesgleichen; allein den Zug der Vögel kann man ihm zur Seite stellen. Der Wandertrieb ist eine uralte Eigentümlichkeit der Rene; prähistorische Zeugnisse berechtigen zu dieser Aussage.

Der merkwürdige Bewegungsdrang der Rentiere hat zu mancherlei falschen Beziehungen zu ihrem Namen geführt. Er wurde mit dem Wort „rennen“ in Verbindung gebracht; dies meinte sogar der Duden. In Wirklichkeit geht aber das Wort „Ren“ auf das altnordische „hrein“ und das Wort „tier“ auf die alte Bezeichnung für „Hirsch“ zurück. Im englischen Namen „reindeer“ kommen diese Zusammenhänge augenfälliger zum Ausdruck; ebenso sind sie aus dem skandinavischen Namen „rensdyr“ zu entnehmen.

Rentiere gehören zu den Hirschen im weiteren Sinne; nicht aber in den engeren Verwandtschaftskreis des Rothirsches *Cervus elaphus* Linné 1758. Die moderne zoologische Systematik stellt sie vielmehr in eine andere Unterfamilie der Hirschartigen, der *Cervidae* Gray 1821. Gemeinsam mit den nord- bis südamerikanischen Sumpfhirschen (*Odocoileus*), den nordamerikanisch-eurasischen Elchen (*Alces*), den ostasiatischen Wasserrehen (*Hydropotes*) und den eurasischen echten Rehen (*Capreolus*) bilden sie die Unterfamilie *Odocoileini* Pocock 1923. Die Vertreter dieser Unterfamilie sind alle telemetacarpal, d. h. bei ihnen sind die unteren Enden der 2. und 5. Mittelfußknochen erhalten und bilden mit den Zehenknochen ein Gelenk. Bei den anderen Hirschartigen, so auch beim Rothirsch, sind die oberen Enden dieser Knochen vorhanden, was als plesiometacarpal bezeichnet wird. Die einzelnen Gruppen der *Odocoileini* bindet kein engeres Verwandtschaftsverhältnis; es sind Endglieder alter stammesgeschichtlich schon lange getrennter Entwicklungslinien, die sich im einzelnen noch nicht übersehen lassen; beim derzeitigen Wissensstand ist es müßig, darüber zu spekulieren. Die zoologische Systematik trägt dem Sachverhalt der scharf ausgeprägten anatomischen und biologischen Besonderheiten durch die Aufstellung eigener Tribus Rechnung. Jener der Rentiere wird als *Rangiferini* Simpson 1945 bezeichnet.

Besser als durch Worte werden diese Verhältnisse durch ein Diagramm wiedergegeben. Ein Schaubild mag die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Rentier und der Tierwelt der Tundra und Waldzone, so wie sie sich auf Grund sowjetischer Forschungen darstellen, veranschaulichen.

## V. Das Ren als Jagdbeute und als Haustier

Seit der Eiszeit, seit dem Beginn der Menschheitsgeschichte in Mitteleuropa, lassen sich Beziehungen zwischen dem Rentier und dem Menschen nachweisen. Wohl die ältesten Funde, welche zeigen, daß bereits der diluviale Mensch aus dem Ren Nutzen zog, stammen aus der Cotencherhöhle am Neuenburger See und vom Schaffelsen unweit Basel. Die dort hausenden Moustérienleute waren nur Wildbeuter, in erster Linie Höhlenbärenjäger, nur gelegentlich machten sie Jagd auf Rene. In der Späteiszeit stand dann aber die Rentierjagd so im Mittelpunkt des Lebens der Frühmenschen, daß von einer „Rentierzeit“ gesprochen wird. Viele Stationen sind aus dieser Zeit bekannt geworden, zu den berühmtesten gehören Fundstellen in der Nähe von Hamburg, bei denen festgestellt werden konnte, daß die Fleischernährung fast vollständig durch Rene gesichert war. Diese Menschen waren also auf das Ren als Fleischtier angewiesen. Aber darüber hinaus wurden aus Rengeweißen vielfältige Gerätschaften gefertigt, deren Form, wie jene ältesten Bodenbearbeitungsgeräte, sich aus Besonderheiten dieser Geweihe als Ausgangsmaterial deuten läßt. Das Ren spielte aber auch als Opfertier eine große Rolle.

Angesichts dieser Tatsachen wurde manchmal gemeint, daß das Ren damals bereits in so geordneten Beziehungen zum Menschen gestanden habe, daß von einem Haustier gesprochen werden könne. Aber die Rentiere wurden damals stets gejagt. In den Knochen finden sich Pfeilreste und Einschußlöcher. Nirgends lassen sich Schlagspuren belegen, welche auf eine Schlachtung weisen. Auch der Anteil junger Tiere ist so groß, daß kaum auf eine bewußte Zucht geschlossen werden kann. Am Ende der Altsteinzeit verschwindet dann das Rentier aus Mitteleuropa. Wäre das Ren schon Haustier gewesen, hätten die damaligen Menschen bereits geord-

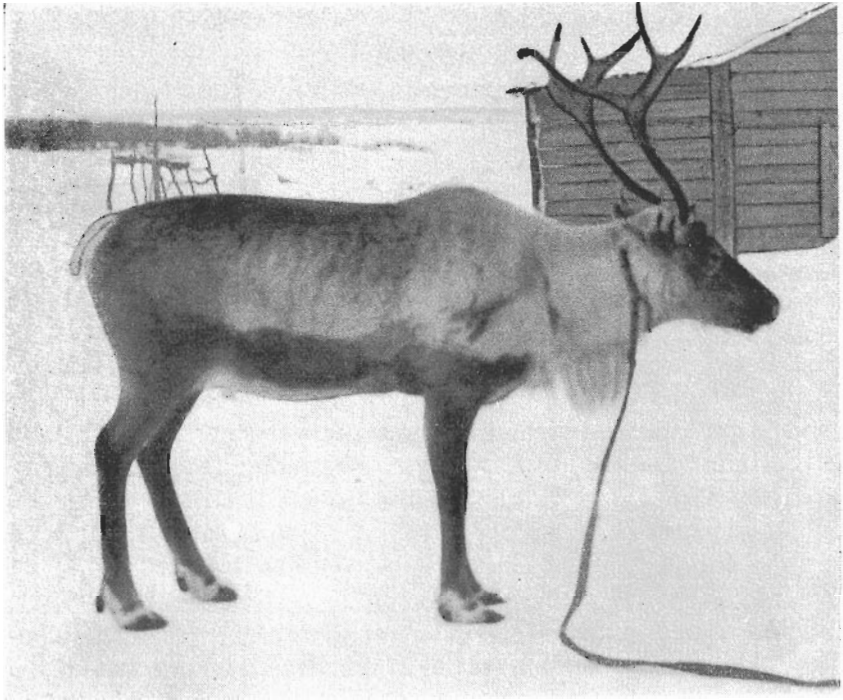


Abb. 15. Renkastrat mit langen Gliedmaßen und schlankem Körper.  
Nordnorwegen (Aufnahme Professor Herre)

nete Beziehungen zum Rentier besessen, welche über jagdliche Bindungen hinausgingen, so hätten sich wohl Spuren erhalten, zumal das Ren unter der Obhut des Menschen sich später als durchaus anpassungsfähig erwies. Aber bei keinem der Völker Mitteleuropas finden sich alte Erinnerungen oder Hinweise auf eine so wichtige Kulturrerrungenschaft, wie sie das Ren als Haustier gewesen wäre.

Aber auf asiatischem Boden wurde das Rentier in den Hausstand übernommen, in Amerika dagegen vollzog sich eine solche Umgestaltung nicht, obgleich die Eignung auch dieser Rentiere zum Haustier als sicher angenommen werden kann. Doch den Ureinwohnern Amerikas standen riesige Jagdgründe zur Verfügung, und sie erreichten jene geistige Haltung nicht, die für die Werbung



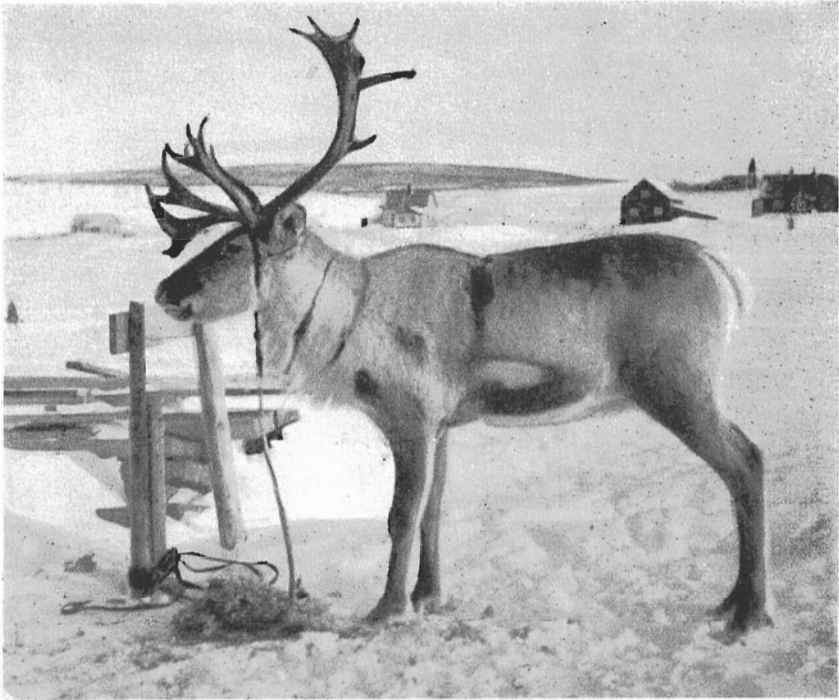


Abb. 16. Renkastrat mit langen Gliedmaßen und kurzem Körper. Nordnorwegen  
(Aufnahme Professor Herre)

von Haustieren Voraussetzung ist. Stehen hinreichend Wildbestände zur Verfügung, so bietet ungebundene Jagd größere Freiheit als Haustierzucht. Haustiere engen die persönliche Freiheit zunehmend ein.

Ursprünglich wurde das Ren als ein verhältnismäßig junges Haustier bezeichnet, und man erachtete seine Domestikation als eine bewußte und sehr beachtenswerte Anlehnung an die Rinder- und Pferdezücht. Einer der Wanderstämme Nordostasiens sollte in unwirtliches Gebiet gedrängt worden sein, verlor dabei durch die Ungunst des Klimas seinen Bestand an Milch- und Transporttieren und mußte sich um einen Ersatz mühen. Diesen soll das Rentier geboten haben.

Vielfältig sind die Gründe, welche sich gegen diese Anschauung

anführen lassen. Sie können nicht eingehend ausgeführt werden. Wichtig wurde die Entdeckung prähistorischer Zeugnisse, nach denen angenommen werden kann, daß das Rentier in der jüngeren Steinzeit bereits zum Haustier wurde. Beim heutigen Stand der Forschung sind wir jedenfalls berechtigt, auch im Rentier einen alten Hausgenossen der Menschheit zu sehen.

Um so merkwürdiger muten daher die Eigenarten dieses Haustieres an. Das Rentier hat die Lebensgewohnheiten der Menschen sehr viel stärker beeinflußt als umgekehrt. Der Mensch band das Rentier nicht an sein Haus, er baute keine Ställe und brachte keine Futterreserven für die Winterszeit ein. Das Hausren sucht seine Nahrung stets selbst, es kommt nie unter ein Dach. Der Mensch folgt seinen Rentieren, er wurde Nomade! Aber er bietet seinen

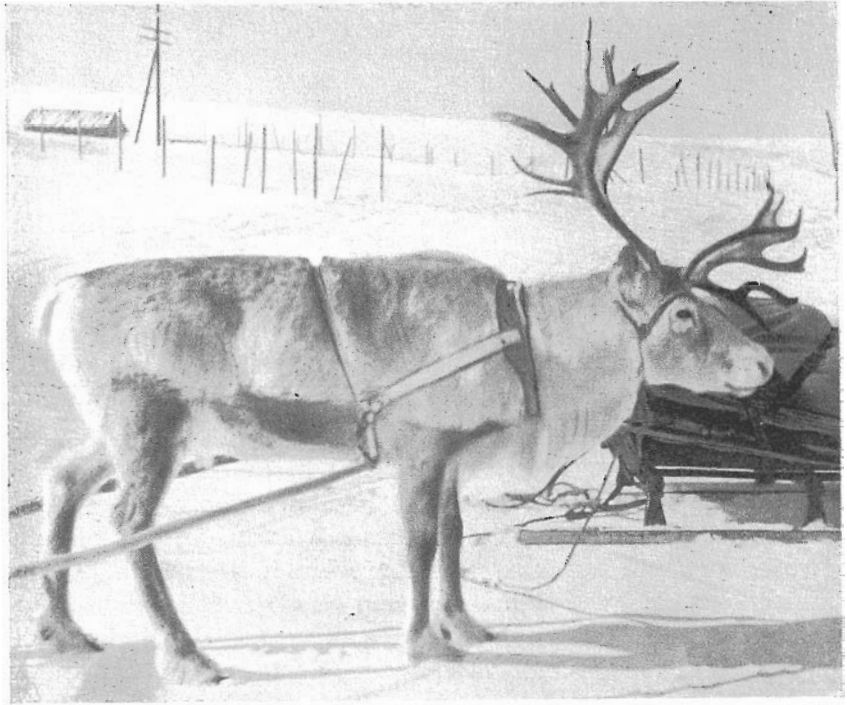


Abb. 17. Renkastrat mit kurzen Gliedmaßen und tiefem, tonnigem Rumpf.  
Nordnorwegen (Aufnahme Professor Herre)

Renen Schutz gegen Raubtiere, schafft durch qualmende Feuer Erleichterungen gegen die Mückenplage, befriedigt den Salzhunger vieler Rentiere, hilft bei der Suche nach Kalbegründen und greift sehr stark in die natürlichen Fortpflanzungsbeziehungen ein, da er alle Renhirsche über vier Jahre kastriert und so nur Junghirschen die Vermehrung anheim fällt. So ist das Ren ein echtes Haustier geworden, zumal der Mensch zu ihm geordnete Nutzungsverhältnisse schuf. Das Hausrentier ist ein unentbehrliches Transportmittel — noch heute — für weite Gebiete der Erde, und gewaltige Gebiete, die sonst ganz unbewohnbar und unzugänglich wären, sind dank der geordneten Beziehungen des Menschen zum Rentier von Volksstämmen besetzt worden. Im hohen Norden Eurasiens lebt der Mensch von Rentieren, die er in Herden vereint, und erreicht

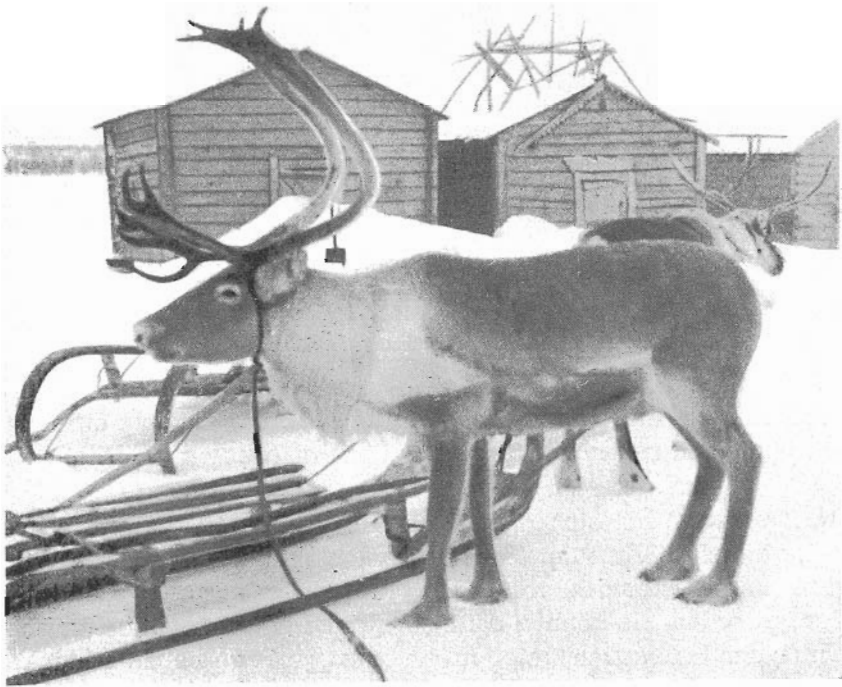


Abb. 18. Renkastrat mit kurzen Gliedmaßen und kurzem Körper. Nordnorwegen  
(Aufnahme Professor Herre)